

# Das heikle Doppelspiel zu dritt

Dem Bruder spannte er die Frau aus, nun bangt ein junger Mann um die Treue seiner Gattin: David Fincks Roman „Das Versteck“ ist ein grandioses Spiel mit der Angst. Doch wer verschwindet denn da?

P lötzlich aus der Welt, dem Beruf, einer Beziehung zu verschwinden und ohne großes Aufheben einfach durch jemand anderen ersetzt zu werden gehört zu den menschlichen Urängsten. Solche Gedankenspiele trieben bereits Aristoteles um. Er führte den Zwang, jede Lücke umgehend aufzufüllen zu müssen, wiederum auf eine Angst zurück: Der „Horror Vacui“ treibe Natur und Mensch dazu an, jeden Körper, der einen Ort verlasse, durch einen anderen zu ersetzen. Angst und Schrecken sind aber nur die eine Seite des Phänomens. Das Bedrohliche lässt sich umkehrt in den Dienst der eigenen Sache stellen. Jedes Kind kennt die Faszination, sich zu verstecken, etwas verschwinden zu lassen, um überraschend das eine durch das andere zu ersetzen.

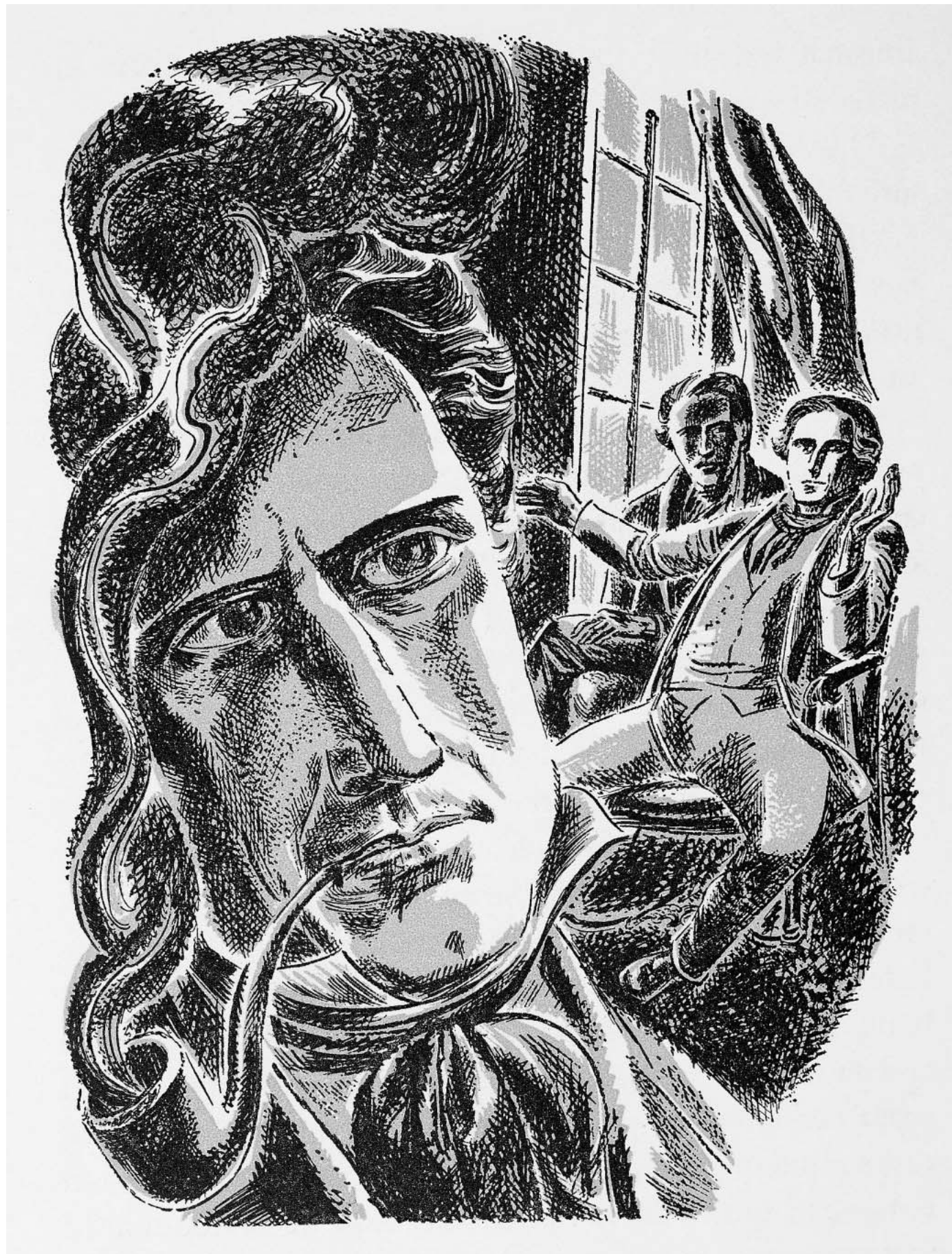
Die Literatur hatte schon immer ein Faible dafür, das unheimliche Zusammenspiel von Verschwinden und Ersetzen auszuloten. Wie sie den Horror Vacui im Laufe der Zeit ausgestaltet, lässt sich bis zu den heutigen Geschichten von Doppeltgängerinnen oder bis zum Kriminalroman verfolgen. Edgar Allan Poes Erzählung „Der entwendete Brief“ etwa bezieht seine Spannung aus dem Doppelspiel von Verschwinden und Ersetzen. Aus der Beobachtung, dass unserer Wahrnehmung sowie unserem Intellekt das Offensichtliche und Nahliegende entgeht, leitet Poe seine Theorie des Versteckens ab.

Im Fall von David Fincks hochkarätigem Debütroman „Das Versteck“ sieht die Sache anders aus. Erstens setzt Finck, der bislang als Fotograf in Erscheinung trat, auf allen Erzählebenen das Doppelspiel aus Verschwinden und Ersetzen fort. Zweitens öffnet der Autor das literarische Archiv sperrangelweit. „Ich sehe, sie haben ihren Edgar Allan Poe gelesen“, lässt er eine Figur sagen, während seine Erzählung selbst klarmacht, dass sie mit den einschlägigen Doppeltgängerinnen von Jean Paul bis Dostojewski vertraut ist. Finck sucht den Vergleich mit der literarischen Tradition, um das Zeitgenössische seines Erzählens auszuarbeiten.

Wer jetzt die prallen Helden und die lauten Töne einer Paukenschlag-Literatur erwartet, ist bei David Finck an der falschen Adresse. Mit selbstironischem Augenzwinkern verzichtet er auf die große Weltbühne und wendet sich der unspektakulären Normalität zu. Dort macht er die Angst und Technik des Verschwindens und Ersetzens als Physiognomie und Geist unserer Gegenwart aus. Wäre sein Roman ein Theaterstück, würde man von einem Kammerstück sprechen. Was in diesem Fall wörtlich zu nehmen wäre, denn eine Vorratskammer spielt eine wichtige Rolle im Roman.

Bernhard und Gabriele, die Perspektivfiguren des Romans, sind ein Allerwelts-paar. Er arbeitet als Anwalt in einer kleinen Kanzlei, sie als Architektin in einem Büro. Die beiden leben ausgerechnet in Leipzig, in jener Stadt also, die mit ihrem Literaturinstitut, an dem auch David Finck studiert hat, oft als literarischer Unort geschmäht wird: In Leipzig werke die Literatur an kraftlosen Allerweltsstoffen, anstatt etwas zu riskieren. Schmunzelnd erzählt Finck genau so eine Geschichte, wie man sie Leipzig-Absolventen gern zum Vorwurf macht.

Seine Erzählung setzt an einem 30. Juni ein. Gabriele und Bernhard feiern den Jahrestag ihrer Liebe. Das Paar hat den Tagesablauf auf irritierende Weise ritualisiert. Der Grund hierfür liegt im Konzept der „Liebe auf den ersten Blick“. Weil dort das Kennenlernen als der Grund-



Sie alle wollen etwas, das offen vor ihnen liegt: Illustration zu Poes „Entwendetem Brief“, einem der Vorbilder von Finck. Foto Getty

stein der Beziehung so flüchtig ist wie ein Augenblick selbst, droht er den Liebenden durch die Hände zu gleiten. In ihrer ersten Nacht hatte Gabriele gewünscht: „Solche Momente müsste man festhalten können.“ Bernhard hatte gemutmaßt: „Vielleicht lassen sich Momente wiederholen.“ Seither ersetzt Bernhard an jedem 30. Juni den verronnenen Augenblick, indem er auf einem gemeinsamen Ausflug die Geschichte des Kennenlernens erzählt. Seine Wiederholung soll das Verschwinden im Zeitfluss verhindern. Und wehe, er lässt die entscheidenden Wortwechsel aus oder verdreht einen Dialog, dann kann er sich vor Gabriele spitzfindigen Einwüfen kaum retten.

Der Roman selbst übernimmt Bernhards und Gabrieles Erzählstrategie. Allerdings macht er sich ein funkensprühendes Vergnügen daraus, dass sich ein Erlebnis eben nur vielleicht wiederholen lässt, vielleicht aber auch nicht. Durch gezielte Unzuverlässigkeit und Unordnung des Erzählens, durch die Überlagerung von Erzählungen in Erzählung, lässt der Roman das Sicherheitsbedürfnis seiner Figuren hinter den Kipp- und Irritationsmomenten verschwinden.

Bernhard treibt die Angst um, Gabriele könne ihn jederzeit durch einen anderen ersetzen, und er sieht klar vor sich, wer dafür vor allem in Frage kommt: Gabriele Chef Reinhard, der ihr unablässig Avan-

cen macht. Die Bedrohung wird greifbar, als Gabriele noch am Jahrestag verkündet: „Ich fahre für ein paar Tage nach Frankreich.“ Tatsächlich wird sie gemeinsam mit ihrem Chef erst nach Paris, dann in die Villa eines seiner Freunde reisen. Muss man extra betonen, dass sich auch die Freundschaft um Verschwinden und Ersetzen dreht?

Noch bedrohlicher, weil weniger greifbar wirkt aber ein zweiter Konkurrent: Bernhard hat einen älteren Bruder, der ihm zum Verwechseln ähnlich sieht. Jonas ist eine schillernde Figur. Vier Jahre vor seinem Bruder war er nach Leipzig in ein besetztes Haus gezogen. Früh hat der Ältere dem Jüngeren, der ihn stets bewundert hat, einen Schwur abverlangt: „Fasse niemals die Frau des anderen an.“ Eine leichte Sache für Jonas, denn seinem kleinen Bruder wollten Frauen damals höchstens über den Kopf streicheln.

Gabriele aber entscheidet sich auf dem Nachhauseweg von Jonas' Geburtstagsparty ausgerechnet für Bernhard. Als der Ältere am nächsten Tag davon erfährt, verschwindet er von der Bildfläche. An diesem 30. Juni ist der Bruder seit exakt fünf Jahren untergetaucht, ohne eine Spur zu hinterlassen. Während der folgenden Tage und Nächte bis zum 5. Juli – der Roman ist in schöner Ambivalenz „Juli“ gewidmet – folgt die Erzählung zunächst dem Paar zu einer gemeinsamen Abend-

einladung bei Bernhards Chef. Dann reist man einerseits mit Gabriele nach Frankreich, um andererseits mit Bernhard den Kanzleialtag zu erleben: Dort bearbeitet er so atemberaubende Fälle wie den Giftmord an der Taube eines Züchters. Wenn man bedenkt, dass Jonas im Hebräischen „Taube“ bedeutet, lässt sich erahnen, dass der fintenreiche Kammerherr Finck im vermeintlich Banalen die Zuspitzung des Bruderzwistes vorbereitet.

Um wie viel es diesem Roman geht, macht er abermals auf seine zurückhaltende Art klar: Entscheidende Leerstelle der erzählten Welt ist Jonas' und Bernhards Vater. Seit frühester Kindheit ist er verschwunden. Ist die Lücke, die der Vater lässt, der Horror Vacui des Vaterlandes? Wer leise Töne, Reflexion, Scharfsinn, feinen Witz und eine Ästhetik der Genauigkeit nicht für unnötige Verzerrungen hält, die vom großen Erzählen nur abhalten, dem bereitet dieser Romans vielfältige Einsichten.

CHRISTIAN METZ

David Finck: „Das Versteck“. Roman. Schöffling & Co., Frankfurt am Main 2014. 255 S., geb., 19,95 €.



# Wilhelm

Unentbehrlich ist er für „Die Leiden des jungen Werthers“, doch am Ende wird er von Goethe vergessen

Goethes bekanntester Wilhelm ist zweifellos Wilhelm Meister, die Titelfigur der „Lehrjahre“ und der „Wanderjahre“. Aber nicht um ihn geht es hier. Wilhelm heißt auch der Empfänger der Briefe Werthers in Goethes erstem und größtem Bucherfolg: „Die Leiden des jungen Werthers“ (1774). Bekanntlich handelt es sich dabei um einen monoperspektivischen, das heißt, aus den Briefen eines einzigen Schreibers zusammengesetzten Briefroman, und so ist Wilhelm zwar in-

Dabei ist Wilhelm eine Figur von fundamentaler Bedeutung, denn Werther wäre ohne diesen Mitspieler ein ganz anderer und eigentlich gar nicht existent. Als Figur braucht er den treuen Briefleser unbedingt, da Werther erst in der detaillierten schriftlichen Schilderung seiner Erlebnisse und Empfindungen besondere Konturen gewinnt. Die an Wilhelm adressierte Nachsinnzerlegung seines Lebens verschafft Werther tiefe Einblicke in den eigenen Charakter, verstärkt die ungewöhnlichen, für die zeitgenössischen Verehrer äußerst attraktiven Züge seines Verhaltens und bietet zudem – simpel und erzähltechnisch betrachtet – die Voraussetzung dafür, dass wir ihn überhaupt kennenlernen können.

Auch sorgen Wilhelms Antworten auf die Briefe, auf die wiederum Werther reagiert, dafür, dass Letzterer uns weitere Einblicke in sein Inneres gewährt. Bezeichnend ist beispielsweise, dass Werther nichts anfangen kann mit Wilhelms Aufforderung, er möge sich doch Klarheit verschaffen über seine Absichten in Bezug auf die geliebte, aber anderweitig gebundene Lotte und dann entsprechende konkrete Schritte unternehmen. Wir müssen uns Wilhelm als einen lebenspraktisch-klugen Menschen vorstellen, der den ihm exaltiert erscheinenden Ausführungen des Freundes mit endloser Geduld lauscht und sich nach Kräften bemüht, ihm durch guten Rat zu helfen. Insofern ist er auch weit mehr als eine graue Maus oder die blutleere Instanz eines Briefempfängers, dessen es im Genre des Briefromans nun einmal bedarf.

Werther dankt es Wilhelm nicht. Am Ende, als Werther sich erschossen hat, vergessen ihn sogar der Autor Goethe und sein fiktiver „Herausgeber“: Sie berichten über die Reaktionen in Werthers enger Umgebung, insbesondere diejenigen Lottes und Alberts, aber Wilhelm kommt nicht mehr vor. Die im Dunkeln sieht man nicht. HELMUT SCHMIEDT

## UNSERE ROMANHelden

direkt ständig präsent, aber seine Antworten an Werther werden im Text nicht wiedergegeben. Wir erfahren über sie nur etwas durch die gelegentlichen Reaktionen in Werthers Schreiben.

Dieser Wilhelm kann einem leidtun. Da er nicht deutlich ins Geschehen eingreift und letztlich stumm bleibt, ignorieren ihn die meisten Leser oder vergessen ihn gleich nach der Lektüre wieder. In Lexika, die maßgebliche Figuren der deutschen Literaturgeschichte verzeichnen, wird er oft übergangen.

Dagegen wird Werther niemals übergangen. Doch so aufmerksam und sensibel er auch mit den eigenen Kümernissen umgeht, interessiert er sich nicht im mindesten für die Dinge, die sich in Wilhelms Leben abspielen mögen, obwohl Werther ihn seinen „besten Freund“ nennt. Er scheint ihn für so etwas wie einen höheren Domestiken zu halten, dessen Freundschaft sich insbesondere in der Erledigung Wertherscher Aufträge niederschlagen hat. Gleich der erste Brief verlangt, Wilhelm solle Werthers Mutter über den aktuellen Stand der Erbschaftsangelegenheit unterrichten, zu dessen Regelung Werther derzeit unterwegs ist.

# Die Gewalt gegen Schwarze kannte keine Grenzen

Prägungen von langer Dauer: Manfred Berg erzählt die Geschichte der Lynchjustiz in Amerika

Abraham Lincoln, damals ein junger Anwalt und Politiker in Illinois, kritisierte 1838 in einer Rede den „mobokratischen Geist“ in Amerika. Das empörte Volk, das als Mob das Gesetz in die eigene Hand nahm, war laut Lincoln ein landesweites Phänomen, und „Berichte über die von Mobs verübten Schandtaten“ waren „alltägliche Nachrichten“. Lincoln nannte drei Fälle von Hinrichtungen durch Mobs. In Vicksburg, Mississippi, waren fünf Glücksspieler gehängt worden. So erging es in diesem Staat auch Sklaven, die einen Aufstand geplant haben sollen, und Weißen als ihren angeblichen Anstiftern. In St. Louis, Missouri, rächte ein Mob den Tod eines Hilfssheriffs und verbrannte den Täter, einen freien Mulatten, bei lebendigem Leib.

Was Lincoln als Mobgewalt ablehnte, war nach dem Selbstverständnis der Akteure allerdings eine gerechtfertigte Form des gemeinschaftlichen Schutzes vor Verbrechen. Die Lynchjustiz sollte Recht und Ordnung wahren, „wenn und solange die Staatsgewalt dazu nicht bereit oder in der Lage ist“, schreibt Manfred Berg in seiner Geschichte der Lynchjustiz in Amerika. Der Heidelberger Historiker hat eine faktenreiche Gesamtdarstellung verfasst. Die Einzelanalyse von Lynchmorden und ihrer Legitimierung verknüpft er souverän mit Prägungen von langer Dauer, denn das kulturelle Erbe der Lynchjustiz reiche bis in die Gegenwart, so Berg, „auch wenn dies in der amerikanischen Öffentlichkeit nur selten anerkannt wird“.

Dass die Verteidiger der Lynchjustiz sich auf ein Mitwirkungsrecht des Volks beriefen, führt Berg auf die Kolonialzeit zurück. Wehrfähigen Männern oblag es, als „Posse“ (Hilfstrupp) den Sheriff zu unterstützen. Hinrichtungen fanden öffentlich statt. Verbrecher sollten vor der Gemeinschaft ihre Schuld gestehen, die Zuschauer zeigten ihre Zustimmung zur Strafe – und bisweilen deren Erlass, wenn es zu einem Gnadenakt in letzter Minute kam. Im Konflikt der Kolonien mit dem Mutterland vollzogen patriotische Mobs an Zollbeamten und anderen Vertretern der Kolonialpolitik das Strafritual des Teerens und Federns. Nachdem der Unabhängigkeitskrieg ausgebrochen war, griffen Colonel Charles Lynch und andere Milizoberste in Virginia zu Ad-hoc-Tribunalen, um gegen Verräter und Verbrecher vorzugehen. In einem Brief sprach Lynch selbst von „Lynchs Gesetz“.

Als die Bürger von Vicksburg im Juli 1835 die weißen Spieler lynchten, äußerten zwar viele Zeitgenossen Lincolns ebenfalls Kritik an Hinrichtungen ohne Gerichtsverfahren. Besonders im Süden galt solch vehementes Handeln aber als beispielhaft. Dort war die Lynchjustiz eng mit der Sklaverei verbunden, und wie in dem von Lincoln zitierten Fall lös-

te die Furcht vor Aufständen etliche Lynchmorde aus. Gewalt gegen Schwarze kannte keine Grenzen. Durch den dreizehnten Verfassungszusatz wurde die Sklaverei nach dem Bürgerkrieg abgeschafft; die Lynchjustiz trug jedoch dazu bei, die weiße Vorherrschaft weiter zu sichern.

Über die enge Verbindung mit der Sklaverei und der Rassenfrage im Süden hinaus folgt Berg einem zweiten Traditionstrang der Lynchjustiz an der „Frontier“, der westwärts wandernden Siedlungsgrenze. Das Lynchrisiko für Mexikaner im Südwesten lag ähnlich hoch wie das für Schwarze im Süden. Berg betont, dass Lynchmobs auch an der „Frontier“ ihre Opfer oft erst aus einem Gefängnis befreiten, obwohl doch die Abwesenheit staatlicher Justiz das Lynchen notwendig gemacht haben sollte.

Fast drei Viertel der Opfer waren Afroamerikaner – bezogen auf 4716 Lynchmorde, die „nach konservativen Schätzungen“ zwischen 1882 und 1946 geschahen. Vor manchmal Hunderten oder Tausenden Zuschauern hielten die Lyncher ihre Rituale der Gewalt als Massenspektakel ab. Die Opfer wurden verstümmelt und verbrannt, Leichenteile waren Trophäen, Fotografien dokumentierten den Stolz der Täter. Ein zentrales Motiv zur Legitimierung der Gewalt war der Schutz weißer Frauen vor vermeintlichen Vergewaltigern. Berg legt die periferen Logik offen, mit der dabei die Schwarzen gleich doppelt für das Lynchen verantwortlich gemacht wurden: Wie nämlich der einzelne schwarze Mann an der Kontrolle seiner Lust scheiterte, so scheiterte auch die schwarze Gemeinschaft als Ganze an der Kontrolle ihrer potentiellen Triebkräfte.

Der amerikanische Senat bekannte in einer Entschuldigungsresolution vom 13. Juni 2005 sein historisches Versagen, nie ein Gesetz gegen das Lynchen beschlossen zu haben. Während der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts sank die Zahl der Lynchmorde aber auch ohne ein Bundesgesetz. Für die Selbstverteidigung der Afroamerikaner gegen Mobgewalt bringt Berg ebenso Beispiele wie für das Engagement der „National Association for the Advancement of Colored People“ (NAACP) und anderer Reformgruppen. Doch vor allem verweist er darauf, dass das Ende der Lynchjustiz „mit einer drastischen Ausweitung der staatlich exekutierten Todesstrafe einherging“. THORSTEN GRÄBE

Manfred Berg: „Lynchjustiz in den USA“. Hamburger Edition, Hamburg 2014. 275 S., Abb., geb., 32,- €.



## NACHRUF

Mit Betroffenheit nehmen wir Abschied von Herrn

## Eberhard Heck

Seit der Gründung des VuV im Jahr 1997 sowie des Forum VuV im Jahr 2006 war Herr Heck diesen und deren Mitgliedern ein sehr eng verbundener Kollege, wertvoller Ratgeber und geschätzter Freund. Sein ehrenamtliches Engagement und sein unermüdlicher Einsatz für die unabhängigen Vermögensverwalter waren beispiellos und verdienen unsere größte Hochachtung. Wir werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Unser tief empfundenes Mitgefühl gilt seiner Familie.

VuV - Verband unabhängiger Vermögensverwalter Deutschland e.V.

Forum VuV e.V.

Frankfurt am Main

## Theresia Richtscheid

\* 25. April 1914 † 22. August 2001

Starke Frauen gab es schon immer; eine davon war Mutter. Der stärksten Eine. Dazu ein gutes Herz, charakterfest, immer hilfsbereit, freundlich, eine Seele von Mensch. Hier war Gott ein Meisterwerk gelungen; so hatte er sich die Menschheit gedacht... Man kann ihr Loblied nur in den höchsten Tönen singen. Mutter, Mütterlein, Du fehlst, fehlst, fehlst!

## Traueranzeigen und Nachrufe

Auskünfte und Beratung unter:  
Telefon (069) 7591-22 79

Frankfurter Allgemeine  
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND